



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sitteratur

Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis. Von Franz Brentano.
Leipzig, Duncker & Humblot, 1889

Diese Schrift vereinigt zwei Gelegenheitsarbeiten, einen dem Haupttitel entsprechenden Vortrag, den der Verfasser unter der Bezeichnung „Von der natürlichen Sanktion für recht und sittlich“ in der Wiener Juristischen Gesellschaft gehalten hat, und als Anhang eine Rezension der Schrift des Sprachforschers Miklosich über „Subjektlose Sätze.“ Sie will gleichwohl „Früchte von jahrelangem Nachdenken bieten,“ und der Verfasser bekennet, daß „unter allem, was er bisher veröffentlicht, seine Erörterungen wohl das gereifteste Erzeugnis bieten.“ Sie gehören zum Gedankenkreise einer deskriptiven Psychologie,“ die er, „wie er nunmehr zu hoffen wagt, in nicht ferner Zeit seinem ganzen Umfange nach der Öffentlichkeit erschließen kann.“ Wir geben diese Einführungsworte nicht ohne Absicht in ihrer Fassung wieder, denn sie sind bezeichnend für den nicht immer geschmackvollen Ton, der sonderbarerweise gerade in den vielversprechenden umständlichen Inhaltsbezeichnungen und den oft heftig-polemischen Anmerkungen des Buches herrscht. Nicht geschmackvoll wollen wir ihn eben nur nennen, weil er in starkem Mißverhältnis steht zu dem, was der Verfasser vorläufig bringt. Es entspricht wenigstens nicht diesen löblichen Ankündigungen. Das beliebte Gelehrtenspiel, die praktische Vernunft aus der Welt zu schaffen und nicht bloß durch die theoretische Vernunft, sondern durch das, was man in der Zeit der Geistesvermögeneinteilung Verstand oder Urteilskraft nannte, durch eine je nach der Anlage verschieden große, gegenwärtig natürlich „entwickelte“ Klugheitslehre zu ersetzen, das muß schärfer, umständlicher und ohne bloße Beschränkung auf den logischen Apparat durchgeführt werden, um der Idee des Verfassers von der Bedeutung dieses Unternehmens zu entsprechen. Der kategorische Imperativ ist, schon ehe er „erfunden“ war (ewig denkwürdige That eines weisen und guten Mannes, auch wenn sie, wie alles, verbesserungsfähig ist) zu allen Zeiten eine „unbrauchbare Fiktion“ genannt worden und hat gleichwohl kräftig fortgewirkt. Sonst stünden wir allezeit in jenen Zuständen, die der Verfasser nun unter Darwins Gevattertschaft „voretihische Zeiten“ nennt, da das Kind unter der Rousseauschen Benennung „Naturzustand“ gegenwärtig etwas aus der Mode gekommen ist. Der Name ist durchaus nicht glücklicher zur Bezeichnung eines vorauszusetzenden vorstaatlichen Zustandes. Die Ausführungen sowohl als die Polemik des Verfassers leiden bei aller gelehrten Dialektik an dem Mangel, daß doch niemals das zum Ausdruck kommt, was der Verfasser im Kerne meint.

Platons Technik an Symposium und Euthydem nachgewiesen von Ludwig Sybel.
Marburg, R. G. Elwert, 1889

Die der gleichen Richtung angehörige Schrift des Verfassers „Platons Symposium ein Programm der Akademie“ ist an dieser Stelle bereits erörtert worden.

Die aus einer schönen Grundbemerkung entstandene Lieblingsmeinung von dem in Platons Kompositionsweise verborgenen tiefsinnigen Schema wird nun auch am Euthydem nachgewiesen, schon an sich ein verdienstliches Unternehmen, da eine Zusammenstellung dieser beiden Dialoge noch nicht durchgeführt wurde. Gelegentlich ist ja auch die Echtheit des Euthydem bezweifelt worden, wogegen solch eine formale Parallele auch ins Gewicht fällt. Die schöne Begeisterung Sybels für Platon hilft gelegentlich über die leise Tyrannis hinweg, die seine Anschauung auf sein Verständnis des Philosophen auszuüben beginnt. Wir meinen, sie wird mitunter gar zu sehr ins Einzelne verfolgt und zu stark mit moderner wissenschaftlicher Ausdruckweise verbrämt. Wer wird aus *καλῶν σομάτων ἔργα* der Diotima „Naturstudium“ herauslesen und in ihren *καλὰ μαθήματα* Mathematik finden wollen, wenn auch nur als schematisierende Andeutung? Ein einheitlicher hodegetischer Gang ist der sokratischen Methode bei Platon gewiß entsprechend und vielleicht nicht ohne Beziehung zu seiner „Wissenschaftslehre“ überhaupt. Aber man muß sich dabei doch erinnern, was Sybel selbst auf dem Titelblatt setzt, *τὸν τέγγη τραγωδοποιὸν κομωδοποιὸν εἶναι*, d. h. der ernste, methodische Philosoph ist zugleich gelegentlich der größte Schalk.

Shakespeare der Autor seiner Dramen. Von Karl Heinrich Schaible.
Seidelberg, Karl Winter, 1889

Wir haben die Leser mit der tiefsinnigsten aller Fragen unsers fragwürdigen Zeitalters, die sich „Baconfrage“ nennt, verschonen zu müssen geglaubt, da wir voraussetzen, daß sie mehr und Besseres zu thun haben, als die Teilnehmer am Shakespearenamenstreit. Wir sind daher auch dem Buche des Grafen Vitzthum, gegen das sich vorliegende Arbeit vornehmlich richtet, als es uns vorlag, lieber mit stummer als mit lauter Verwunderung vorbeigegangen. Der Zeitungswald, der auf Wind angewiesen ist, hat ja bei des Amerikaners Donelly Barnumiade (von dem tiefsinnigen Kryptogramm in der Ausgabe von Shakespeares Dramen) sein pflichtgemäßes papiernes Nauschen angehoben, und somit kennt man wohl auch das Wesentliche, um was es sich hier handelt. Niemand, der sich gegen den Wind kritisch verhält, hat daran geglaubt, und die nötige Abkühlung ist wohl auch bei den andern nicht lange ausgeblieben. Aus Donellys Kryptogramm läßt sich alles und ebenso gut das Gegenteil beweisen, daß nämlich Shakespeare sich darin gerade als Verfasser seiner Werke bestätigt. Wir wollen die Schrift daher nur darum erwähnen, weil wir sie empfehlen können, als gute, populäre Zusammenstellung der dem Forscher überbekannten Belege für Shakespeares Verfärserschaft, sogar mit deutscher Übersetzung der einzelnen Stellen aus der bezüglichen englischen Litteratur. Solche Auffrischung des Gedächtnisses thut von Zeit zu Zeit gut, und seit der letzten ähnlichen Arbeit von E. Engel ist schon wieder geraume Zeit verstrichen.

Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar.
Herausgegeben von Berthold Vitzmann, außerordentlichem Professor der neuern deutschen Litteraturgeschichte. Jena, Fr. Mauke's Verlag, 1889

Die vielen zerstreuten Erinnerungsklänge, die das hundertjährige Andenken an Schillers Antrittsvorlesung in Jena anregte, sind in dieser vom genius loci geweihten Schrift zu einer Gesantharmonie vereinigt. Schillers heldenhafte Persönlichkeit, die an dem Orte den letzten schweren Kampf mit dem poesielosen Leben kämpfte, wird darin auf dem möglichst getreuen lokalen Hintergrunde dargestellt, für dessen Erforschung die Pietät des Herausgebers eifrig thätig war. Auszüge

aus den bekannten Briefwechseln mit Körner, Goethe, Lotte und Meinwalds, von Mitgliedern des Seminars gesammelt und geordnet, vervollständigen das Bild des damaligen Preises des Dichters, Urkunden und Aktenstücke über Schillers akademische Thätigkeit bilden den Schluß.

Runo Fischer: Ueber den Wig. Die Erklärungsarten des Goethischen Faust. Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. Heidelberg, Winter, 1889

Der Verfasser setzt in diesen drei zierlichen Bändchen die hier schon wiederholt berücksichtigte Sammlung seiner Kleinern, namentlich Goethe betreffenden Schriften fort, die bisher die Reden „Über die Freiheit“ und „Iphigenie“ gebracht hat. Die eingehende historisch-psychologische Interpretation des Shakespeareischen Weltbildes der rücksichtslosen Herrschsucht reiht sich dem erstgenannten Neudruck der Schrift „Über den Wig“ würdig an. Der Vortrag über die Erklärungsarten des Faust ist neuern Datums (vor zwei Jahren in der Museums-Gesellschaft zu Karlsruhe gehalten) und nur der damals gerade aufgefundenen „Urhandschrift“ halber zurückgehalten werden. Hat dieser „Urfaust“ nun auch nicht den höchsten Erwartungen entsprochen, die sich an ihn knüpften, so ist er doch überaus wertvoll, namentlich als ästhetisches Dokument zur Beleuchtung des Reifungsprozesses dichterischen Schaffens, doppelt wertvoll bei Goethe, dessen reifes Alter man gar zu gern zu Gunsten seiner „titanischen Jugend“ herabdrückt. Die Profahypothese ist durch diesen Fund auch für die Gläubigen zerstört worden, die eignen Angaben des Dichters über die Geschichte seines Lebenswerkes wurden nicht widerlegt, ja vielfach bestätigt. Auf diese zuverlässige Urkunde stützt nun bereits Fischer zum Teil seine Ausführungen, die auf der einen Seite die Deutungsfucht, auf der andern die Entlehnungsfucht der Erklärer ablehnen und auf Hervorhebung des rein persönlichen und menschlichen Elements in der Dichtung hinauslaufen. Der in allem menschlichen Wissen und Thun herumgeworfene Dichter ist (nach der bekannten Stelle aus Dichtung und Wahrheit) selber Faust, der Anfangsmonolog der einzig mögliche Urfaust. Ihm treten Gretchen und der ältere (noch nicht zum absoluten „Teufel“ gewordne) „Mephisto“ als Urbestandteile zur Seite. Die Gründe der zur Weltwirklichkeit gewordenen Macht der doch so kurz gefaßten Liebestragödie „Faust und Goethe“ werden im einzelnen dargelegt. Heben wir noch an der ältern, aus Jenenser ästhetischen Vorlesungen hervorgegangnen Schrift „Über den Wig“ neben der treffenden philosophischen Entwicklung (der Wig wird auf die Wirksamkeit des Selbstbewußtseins zurückgeführt) noch die reiche Einstreuung von „Wigen“ hervor, die durchaus nicht nach trocknen Belegen schmecken, so haben wir neben dem innern auch noch einen äußern Grund namhaft gemacht, sich die hier gebotenen Gaben nicht entgehen zu lassen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig